

Jeannette Goddar

„Tue Gutes und rede darüber“: Öffentlichkeitsarbeit im Kontext von Koproduktion zwischen Einrichtungen der Jugendhilfe und Schulen in Gebieten der Sozialen Stadt/ E&C-Gebieten

Im September startete die Berliner Tageszeitung „Tagesspiegel“ die Serie „Schulen machen sich fit für die Zukunft – und der Tagesspiegel ist dabei.“ Seither werden im Berlin-Teil des Blattes ein bis zweimal pro Woche Schulen vorgestellt, die nicht erst seit den erregten Bildungsdebatten des laufenden Jahres mit schulischen Konzepten respektive Unterrichtsformen arbeiten, die jetzt immer so gerne eingefordert werden.

Primärer Hintergrund der Serie ist natürlich das verheerend schlechte Abschneiden Deutschlands bei der Schulstudie Pisa – kombiniert mit der Einschätzung der mit Bildung befassten Redakteur/innen, dass es eben nicht nur in Finnland Schulen gibt, die sich schon lange engagiert mit alternativen Lehr- und Lernformen beziehungsweise, weniger hochtrabend ausgedrückt, schlicht mit der Verbesserung ihres Unterrichts beschäftigen. Mit der Serie sollen die verschiedenen Wege, die Schulen in verschiedener Hinsicht und zu verschiedenen Zielen längst gehen, möglichst plastisch und lebensnah aufgezeigt werden. Einerseits natürlich, um dem gängigen Klischee der langweiligen deutschen Frontalunterricht-Einheitschule etwas entgegenzusetzen. Andererseits als Service für Eltern, die auf der Suche nach einer (neuen) Schule für ihr Kind sind. Und als Service für Lehrer/innen und bildungspolitisch arbeitende Menschen im weiteren Sinne, die hier u. U. Alternativen kennen lernen können.

Besucht werden im Rahmen der Serie sämtliche Schultypen von der Grundschule bis zum Oberstufenzentrum. Es geht dieses Mal gezielt nicht darum – wie vor einigen Jahren schon mal in einer Serie geschehen – besondere Schulen vorzustellen. Chinesisch AG oder Turnen in den Abendstunden interessiert im Zusammenhang „Bildung nach Pisa“ eben nur am Rande. Stattdessen sind immer wieder auftauchende Stichworte: Jahrgangsübergreifender Unterricht, kein Frontalunterricht, Leseförderung, Projekte, die Schulverweigerung entgegenwirken.

Das Zustandekommen der Serie ist nicht nur durch Pisa initialisiert worden, sondern hätte in diesem Umfang vor Pisa kaum durchgesetzt

werden können. Denn auch wenn in der bildungspolitischen Debatte seither einiges unzulässig übertrieben und vermischt wird, gilt: Dank Pisa ist Bildung nicht nur zu einem ernstzunehmenden, sondern auch zu einem ernstgenommenen Thema geworden. Das gilt auch für das Innenleben der Redaktionen. Beim Tagesspiegel kam hinzu, dass es zum Zeitpunkt des Zustandekommens der Serie günstige innerredaktionelle Voraussetzungen gab – das heißt einige Menschen in führenden Positionen, die daran interessiert waren, die Serie nicht nur prominent zu starten, sondern auch in gebührender Ausführlichkeit fortzuführen.

Resonanz

Die Resonanz auf die Serie ist – was aber kein großes Wunder ist – durchweg positiv. Plötzlich hat man es als sonst immer gern gescholtene Journalistin mit gut gelaunten Lehrer/innen, kooperativen Schulleiter/innen und glücklichen Eltern zu tun. Dass das im „normalen Leben“ nicht der Regelfall ist, weiß nicht nur, wer es einmal gewagt hat, sich nicht gänzlich ablehnend gegenüber einer Arbeitszeiterhöhung zu äußern.

Und: Wo es endlich mal eine positive Berichterstattung über Schule gibt, wollen natürlich alle dabei sein. Alleine in den ersten vier Wochen wurden der Redaktion etwa 80 weitere Schulen empfohlen, die in der Serie in gebührender Länge untergebracht werden sollten. Nicht immer ist es ganz leicht, den einen oder anderen Wunsch abschlägig zu bescheiden. Die Entscheidung darüber, ob eine Schule porträtiert wird oder nicht, muss aber bei der Redaktion verbleiben, auch wenn das den Anrufern oder Schreibenden zuweilen schwer zu vermitteln ist. Dass angesichts 1024 öffentlicher und 228 privater Schulen in Berlin nicht alle aufgeführt werden können, die sich fortschrittlicher Unterrichtsmethoden bedienen, versteht sich aber eigentlich von selbst.

Aus journalistischer Sicht ist in diesem Punkt die Zusammenarbeit mit den Leser/innen – egal ob in Form von Lehrer/innen, Schulleiter/innen oder Eltern – eine Gratwanderung: Einerseits sind auch (oder gerade) Bildungsjournalist/innen auf Hinweise angewiesen und dankbar dafür. Zugegebenermaßen neigt man nämlich auch als mit Bildung nicht unvertrauter Journalist oder Journalistin dazu, zehn bis zwanzig Vorzeigeschulen in der Stadt zu kennen, was andererseits ja schon nicht ganz wenig ist. Die werden dann allerdings auch bei jeder Recherche gerne wieder angerufen und zitiert. Dadurch entsteht ein weiterer Multiplikatoreffekt – Kolleg/innen lesen dies oder das, finden es interessant und rufen dieselben

Leute an, wodurch deren Präsenz in der Öffentlichkeit weiter erhöht wird.

Einen vollständigen Überblick über reformfreundige Schulen vom Schreibtisch aus zu bekommen und zu behalten ist ohnehin ausgeschlossen. Insofern also die Ermunterung: Bescheid sagen, anrufen, die eigene Schule vorstellen. Andererseits, und hier schließt sich der Kreis: Journalist/innen haben nicht nur das Recht, sondern im Sinne der Qualität und Ausgewogenheit der Zeitung auch die Pflicht zur Selektion. An diesem Punkt erweisen sich nicht nur, aber auch Schulen zuweilen als schwierige Vertragspartner und wollen nicht so recht einsehen, dass man an dieser oder jener Schule war, an die eigene aber nun nicht kommen will. In der Tat mag das im Einzelfall etwas ungerichte Gründe haben – wie zum Beispiel den, dass man verhindern muss, überdurchschnittlich viele Kreuzberger Grundschulen, die sich der Ausbildung von Einwandererkindern verschrieben haben, vorzustellen, auch wenn sie noch so hervorragende Arbeit leisten.

Zusammengefasst und zum Abschluss: Nichtsdestotrotz ist es natürlich auch für Journalist/innen angenehm, zur Abwechslung einmal fast ausschließlich positive Reaktionen zu bekommen. Insgesamt aber sind Journalisten nicht – oder wenn, dann nur sehr am Rande – Lobbyist/innen und müssen sich im Grundsatz auch der Tendenz, sie zu solchen machen zu wollen, widersetzen.

Verhältnis Medien/ Schule/ NGOs

Grundsätzlich ist das Verhältnis von Medien zu Schulen, aber auch zu NGO's sicherlich verbesserungsbedürftig. In vielen Fällen hat das meiner Auffassung nach auch damit zu tun, dass weder Schulen noch NGOs bisher über irgendeine Strategie der Öffentlichkeitsarbeit verfügen. Das gilt natürlich nicht für alle, es gibt löbliche und durchaus ruhmvolle Ausnahmen. Auf der aktiven Seite führt die Nicht-Öffentlichkeitsarbeit dazu, dass es eben keine Aktivitäten gibt: Es werden keine Presseerklärungen verfasst, keine Einladungen zu Tagen der offenen Tür, Kongressen oder ähnlichem verschickt. Doch auch auf der passiven Seite, wenn also Journalist/innen von sich aus anrufen, kommt es zuweilen zu Problemen, oder doch zumindest zu Umständlichkeiten. Weil nicht geklärt ist, wer was sagen darf oder soll. Weil am Telefon grundsätzlich keine Auskünfte gegeben werden. Oder weil man schlicht ausnehmend öffentlichkeitsscheu ist.

In Ausnahmefällen mag es auch für letzteres gute Gründe geben. Der Regelfall ist meines Erachtens aber ein anderer: nämlich der, dass Berichterstattung häufig nicht nur das eigene

Projekt aufwertet, sondern auch die Umgebung, in der man residiert. Das gilt im Übrigen nicht weniger, sondern eher stärker noch für sozial schwierige Gegenden. Dem Neuköllner Rollbergkiez oder dem Kreuzberger Kotti wäre sicher nicht damit gedient, wenn ihnen das bisschen Aufmerksamkeit, das sich dorthin richtet, auch noch abhanden käme.

Von der Medienseite lässt sich dazu nur feststellen: Die Medien als solche, wer auch immer das sein soll, also im Zweifelsfall der einzelne Journalist, die einzelne Journalistin sind grundsätzlich ansprechbar für interessante Themen. Beziehungsweise: Nicht immer und vielleicht auch nicht zu jeder Tageszeit, im Grundsatz aber schon. Zumindest in den Redaktionen größerer Tageszeitungen findet man auch immer Ansprechpartner/innen, die sich auf Bildung, Schule oder was auch immer spezialisiert haben. Damit sind sie erstens schon quasi von Berufs wegen interessiert. Außerdem ist die Gefahr, dass sie Unsinn schreiben, nicht so groß. Andererseits gilt auch hier: Journalist/innen sind keine Lobbyist/innen und werden sich nur in Ausnahmefällen darauf einlassen, klassische „good-practice“ Beispiele abzufeiern. Auch das aber ist an sich noch nichts Schlimmes und kommt einer objektiven Berichterstattung in der Regel ohnehin entgegen. Auch die kritische – und kritisch muss ja noch nicht negativ heißen – Berichterstattung führt schließlich zu erhöhter Aufmerksamkeit. Letztere wiederum zieht nicht nur weitere Aufmerksamkeit für das betreffende Gebiet, das betreffende Projekt oder die betreffende Schule nach sich, sondern führt im Idealfall zu einer Corporate Identity, die vorher in der Form nicht bestanden hat. Serien, die sich reinen Vorzeigemodellen widmen, wie der Tagesspiegel dies zurzeit tut, werden aber weiterhin die absolute Ausnahme bleiben.